

Das Kriegsproblem im Lichte des Evangeliums : ein Vortrag

Autor(en): **Greyerz, K. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu eng. Er will in die Welt hinaus. Darum ist das Christentum seinem Wesen nach immer noch jugendfrisch, zukunftsfröh und der Welt zugewandt. Wir kopfhängerischen Pessimisten aber bedürfen des zuversichtlichen Glaubens, daß Gott alle üblen Zustände in der Menschheit beseitigen will und kann, und daß er dabei auf unsere menschliche Mithilfe rechnet und hofft. Denn der Gott, der uns seinen eingeborenen Sohn gab, denkt von uns Menschen — trotz allem — noch lange nicht so schlecht, wie wir selbst vielfach von uns zu denken pflegen. Er traut uns immer noch Großes zu. Die Frage aber bleibt: „Wie soll Gott sein Reich auf Erden bauen können mit einer Christenheit, die es weder ersehnt noch erstrebt, die, bei aller Pflege der Frömmigkeit, keinen Glauben ans große Bruderreich hat und für daselbe somit weder Zeit noch Opferbereitschaft übrig hat?“

Johannes Tschanner.

Das Kriegsproblem im Lichte des Evangeliums.

Ein Vortrag.

I.

Werte Verfammlung!

Es gibt wohl kein Volk in Europa, vielleicht auf der ganzen Erde, mit dessen Denken und Fühlen, Geschichte und Verfassung der Gedanke so tief verwurzelt ist, daß die militärische Verteidigung seines Landes höchste Bürger- ja Christenpflicht sei, wie unser Volk. Im Unterschied von allen andern zivilisierten Staaten, die die allgemeine Wehrpflicht erst seit den Tagen der französischen Revolution, oder, wie Rußland, erst seit 1874, oder wie England und Amerika, nur während des letzten Weltkrieges eingeführt haben, ist die Wehrpflicht in unserer Eidgenossenschaft uraltes Gesetz. Schon der erste Bundesbrief vom Jahr 1291 ist ein Vertrag zur gegenseitigen militärischen Sicherung und Hilfeleistung im Kriegsfall. Eine deutsche Chronik aus dem 16. Jahrhundert drückt diesen wesentlichen Unterschied zwischen dem Wehrwesen unseres und demjenigen der andern Völker folgendermaßen aus:

„In andern landen sind etliche kriegsleut, etliche pauersleut, die andern handwerksleut; aber in der eidgenossenschaft sind beinach allsamen kriegsleut, also daß schier keiner ist, der gefunden leibs und es alters halber vermag, in dem man nit ein dapfer kriegisch gmüt gspüre.“

Es sind noch nicht hundert Jahre her, daß im Kanton Bern jeder junge Freiersmann, wenn er seine Ehe beim Ortspfarrer anzeigte, oder wenn er bald darauf mit seiner Braut an den Altar trat, die Montur, d. h. seine Soldatenuniform samt Seitengewehr tragen mußte. In manchen Gegenden war es sogar Brauch, daß man der werdenden

Mutter, wenn sie ins Wochenbett kam, einen Militärkaput überwarf, damit der Schweizerbürger oder die Schweizerbürgerin, dem oder der sie das Leben schenke, mit soldatischem Sinn befehlt sein möge. An der appenzellischen Landsgemeinde muß bekanntlich bis auf den heutigen Tag jeder Stimmberechtigte mit einer Waffe bewehrt sein. Die Eidgenossenschaft ist, wenn ich recht berichtet bin, das einzige Staatswesen, das seine Soldaten auch außerhalb des Dienstes die Waffe mit nach Hause nehmen läßt. Auch der Sprechende hat schon mit zehn Jahren in einem bernischen Freikorps, dem sogenannten Steigerkorps, als Kanonier an einem Vorderladerkanönchen gedient. Wie ernst wir diese Dienstpflicht auffaßten, dafür besitze ich noch ein authentisches Dokument. Es ist ein Brief, den mir, dem damals Zwölfjährigen, bei meiner Ernennung zum Artillerieleutnant ein drei Jahre älterer Waffenkamerad schrieb. Darin heißt es wörtlich: „Werter Freund, vor wenigen Stunden habe ich Ihre Ernennung zum Leutnant der Artillerie im Freikorps Steiger zu Bern erfahren. Es hat ja wohl Schwieriges und es ist kein Vergleich Leutnant oder Gemeiner zu sein, der nur das zu tun hat, was ihm befohlen wird. Doch ich hoffe, daß Sie sich auch von den vielen und schwierigen Pflichten, die ein Leutnantsrang mit sich bringt, nicht abschrecken lassen, sondern den Ihnen, werter Freund, angetragenen Rang annehmen werden.“

Auch als ich dann als 34 Jähriger Feldprediger eines zürcherischen Infanterieregimentes geworden war, habe ich mich, so oft ich vor mein Regiment zu treten hatte, zu der militärischen Landesverteidigung als letzter und höchster, als gottgewollter Pflicht jedes Schweizerbürgers bekannt.

Ich führe das nur an, um Sie zu versichern, daß, wenn ich heute zu einer andern Einstellung gekommen bin und diese vor Ihnen zu begründen versuche, ich zu dieser Einstellung erst nach langem, ernstem Ringen gelangt bin. Dabei bin und bleibe ich mir tief und klar bewußt, daß das von der Eidgenossenschaft durch die Jahrhunderte hindurch mit aller Zähigkeit festgehaltene und immer neu ausgebildete Wehrwesen auch seine großen Seiten, auch unverkennbare sittliche Werte in sich barg und noch in sich birgt, die es wohl umzubilden, aber nicht preiszugeben gilt. Ich denke an die körperliche Ertüchtigung, die Pflege echter Kameradschaft, die Erziehung zu einem solidarischen Denken und Handeln, zu tatkräftigem Opfersinn. Ich stehe auch nicht an, es für glaubhaft zu halten, daß im letzten Weltkrieg der Grenzschutz durch unsere Armee zur Versöhnung unseres Landes wesentlich beigetragen haben mag.

Wenn ich mich trotzdem durch meine seitherige Erkenntnis und mein Gewissen zu einem grundsätzlichen und unbedingten Bruch mit diesem durch jahrtausendealte Tradition geheiligten System der militärischen Bewaffnung und Verteidigung verpflichtet fühle, so tue ich

es nicht, um irgend jemanden meine Ueberzeugung aufdrängen zu wollen, wohl aber um Ihnen Allen, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, die Schwere und den zu einer Entscheidung drängenden Ernst des in Frage stehenden Problems ins Bewußtsein zu rufen. Denn darüber sollte unter denkenden Menschen kein Zweifel mehr bestehen, daß nach einem Krieg, wie ihn die Menschheit in den Jahren 1914—18 erlebt hat, es jedes ernstern Menschen, wie viel mehr Christenmenschen Pflicht ist, sich darüber Rechenschaft zu geben, ob sich ein solches gegenseitiges Völkermorden mit dem Evangelium verträgt und wenn nicht, wem wir den Abschied zu geben haben, dem überlieferten militärisch-kriegerischen Angriffs- und Verteidigungssystem oder dem Evangelium von der Vaterschaft Gottes und der in ihr wurzelnden Gotteskindschaft und Bruderschaft aller Menschen.

Die Dämonie des Kriegssystems ist im Weltkrieg so ins Unmenschlich-Ungeheure angewachsen, daß auch wir Neutrale in die Mitverantwortung hineingezogen und zur Entscheidung aufgerufen sind. Herr Bundesrat Scheurer hat zwar im Juni 1926 erklärt: „Wir wollen nichts anderes, als daß man uns Schweizer ruhig leben und arbeiten läßt.“ So konnte der deutsche Kleinbürger vor 400 Jahren denken, wenn weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen, aber heute, wo infolge der modernen Verkehrstechnik und der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge ein Krieg die ganze Welt in Mitleidenschaft zieht, das hinterste Bäuerlein in einem Emmentalerfischchen, der letzte Fabrikarbeiter bei Gebrüder Sulzer oder Escher, Wyß & Cie., jeder Uhrenmacher in St. Immer oder La Chaux-de-Fonds einen Krieg in Asien oder Amerika zu spüren bekommt, ist das Kriegsproblem schon rein wirtschaftlich ein Menschheitsproblem geworden, um dessen grundsätzliche Neu-Lösung auch wir Neutrale uns zu bemühen haben, wenn uns nicht, wie im letzten Weltkrieg, die vorwurfsvolle Frage der edlen Amerikanerin Janes Addams treffen soll: „Was war mit euch Neutralen, daß ihr euch still verhieltet, während diese entsetzlichen Dinge geschahen und unsere Leute für einen Augenblick die Besinnung verloren hatten. Ihr waret weit genug entfernt, um nicht hineingezogen zu werden, und doch habt ihr gezögert, bis wir die Blüte der europäischen Jugend verloren hatten.“

Und nun zum Problem selbst! Da ist es denn eine erste, nicht zu erschütternde Tatsache, daß, so ungeheuer schwer dieses Problem auf uns heutigen Christenmenschen lastet, es für den, mit dem das Christentum in die Geschichte eingetreten ist, nicht existiert hat. Jesus Christus verfügte allem gewöhnlichen Menschen- und Weltwesen gegenüber über eine so unbedingte innere Ueberlegenheit, daß er den Konflikt zwischen Gewaltanwendung und Nicht-Gewaltanwendung wohl klar gesehen hat, aber ganz darüber stand. „Ihr wisset“, sagte er zu seinen Jüngern, „daß die Fürsten die Völker unterjochen und die

Mächtigen Gewalt üben, so soll es bei euch nicht sein. Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern diene.“ Und Jesus hat das bekanntlich nicht nur gesagt, sondern mit der Tat und mit seinem Tod bewiesen. Darüber kann unter ernsthaften Lesern des Neuen Testaments gar kein Zweifel sein, daß für ihn, dem schon jeder böse Gedanke, den wir voneinander denken, jedes böse Wort, das wir einander geben, eine Sünde bedeutet, der Gedanke, daß Waffen rüsten und zücken, Mensch gegen Mensch, Volk gegen Volk, etwas Berechtigtes sein könnte, ein unmöglicher gewesen ist. Mit der Bergpredigt, mit seinen Gleichnissen, mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Leiden für die andern, mit seinem Todesgang hat Jesus den Gebrauch von tödlichen Waffen ein für alle Mal abgelehnt und jeden Rüstungs- und Kriegsgedanken ins Mark, ins Herz getroffen. Sein Kreuz ist — wie Ragaz sagt — die unvergleichliche, ewige Predigt der Gewaltlosigkeit. Allerdings redet auch Jesus davon, daß es Kriege geben werde, so lange die Menschen in ihrem unerlösten kriegerischen Wesen fortleben, aber ebenso sicher und selbstverständlich ist für ihn, daß die von seinem Geiste Berührten und Erlösten auch von all' diesem Rüstungs- und Kriegswesen grundsätzlich erlöst und geschieden sind. Jesus ist ja gerade darum von seinen Volksgenossen verworfen und getötet worden, weil er das Gegenteil von einem politischen Messias gewesen ist.

Die erste Christengemeinde hat sich denn auch im Jahre 69 einmütig am Aufstand ihrer jüdischen Volksgenossen gegen die Römer nicht beteiligt, sondern ist über den Jordan gezogen und hat keinen Schwertstreich getan, um die Heimat zu verteidigen. Und das Alles, trotzdem wir wissen, wie stark der Jude von Haus aus an seiner Volkszugehörigkeit und besonders an Jerusalem hing und wie heiß auch Jesus sein Volk geliebt und über dessen bevorstehenden Zusammenbruch geweint hat.

Also darüber kann gar kein Zweifel sein, nicht nur, daß Jesus mit einer tödlichen Waffe, mit einem kriegerischen Gedanken oder gar, wie Herr Bolliger geschrieben hat, hinter einem Maschinengewehr, eine innerlich unmögliche Vorstellung ist, sondern auch darüber nicht, daß er auch bei seinen Jüngern und Jüngerinnen voraussetzt, daß sie durch ihn von allen derartigen Angriffs- oder Verteidigungsgedanken und -gelüsten, geschweige -handlungen, erlöst seien. Aber wenn der Meister und Erlöser bis in seinen Tod hinein auf dieser Höhe hat wandeln, in dieser reinen Luft hat atmen können, — wir sind keine Erlöser, sondern der Erlösung bedürftige Menschen, und Tatsache ist, daß schon bald diese Höhe seinen Jüngern zu hoch, diese Luft zu rein wurde.

Zwar anfänglich haben bekanntlich die Christen das Kriegshandwerk, den Soldatenberuf für unvereinbar mit dem Christenberuf

gehalten und zwar nicht nur wegen der göttlichen Huldigung an den Kaiser, die damit verbunden war, sondern schon das Tragen einer Waffe an und für sich.

„Es geziemt den Christen nicht, mit dem Speere, mit dem Christi Seite durchstoßen wurde, Nachts die Tempel zu hüten,“ schreibt zum Beispiel ums Jahr 200 Tertullian — und Origenes: „Wir werden das Kriegshandwerk nicht lernen, denn wir sind durch Jesus Kinder des Friedens geworden.“

Pater Straatmann sagt in seinem Buche: Weltkirche und Weltfriede 1924: „Die heutige Begeisterung für kriegerische Heldentaten war in den ersten und besten Jahrhunderten des Christentums unter Christen völlig unbekannt. Nicht ein einziges enthusiastisches Wort über das Soldaten- und Kriegshandwerk findet sich da.“

Wir dürfen zwar trotz all dem Traurig-Schaurigen, was da im Laufe der Jahrhunderte von der mittelalterlichen Kirche gefündigt worden ist, nie vergessen, daß es immer wieder Anfätze und Anläufe gegeben hat, nicht nur seitens sog. Sekten, sondern auch innerhalb der Kirche selber, die ursprüngliche Höhe wieder zu erklimmen und statt der Atmosphäre „voll Schlachtfeldstaub und heißem Blutdampf“ wieder reinere Luft zu atmen.

So wird uns zum Beispiel aus der Zeit des Bischofs Ambrosius (also ca. 400) von einem römischen Richter berichtet, der sich an Ambrosius wandte, weil er darüber beunruhigt war, ob er, nachdem er einen Angeklagten zu Tode verurteilt hatte, noch würdig sei, die Sakramente zu empfangen.

Und aus dem 11. Jahrhundert vernehmen wir, daß normannische Kirchenhäupter unter Billigung des Papstes festsetzten, daß der, welcher sich bewußt sei, in der Schlacht einen Mann getötet zu haben, ein Jahr lang Buße tun müsse; oder, wenn er mehrere getötet habe, für jeden der Getöteten ein Jahr. Er durfte auch das Waffenhandwerk nicht wieder aufnehmen.

Die Päpste haben das Räuberunwesen der Feudalherren und Ritter zeitweise sehr energisch bekämpft. Sie haben nicht nur manchen blutigen Krieg entfacht, sondern auch unterdrückt. Sie übten eine gewisse inter- und übernationale Schiedsgerichtsbarkeit aus.

Die Kirche hat sich, so oft eine neue gefährliche Waffe aufkam, zuerst gegen ihr Aufkommen gewehrt, so als das Schießen mit Pfeilen, dann mit der Feuerwaffe aufkam; sie hat gegen die blutigen Turniere geeifert.

Im 11. Jahrhundert wollte die Kirche die Kriege überhaupt abschaffen und nur, weil sie damit nicht durchdrang, begnügte sie sich dann in der bekannten *treuga dei* damit, daß in Erinnerung an die Tage, da der Gottessohn auf Erden litt, starb, begraben ward und auferstand, also von Mittwoch Abend bis Sonntag Morgen die Waffen ruhen sollten. Aber es ist bezeichnend für die Zwiespältigkeit,

in der man steckte, daß daselbe Konzil, das 1095 zu Clermont diesen Gottesfrieden für die Christenländer einführte, den ersten Kreuzzug gegen die sogenannten Ungläubigen beschloß.

Und diese Zwiespältigkeit, die Faust ausrufen läßt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ und Ulrich von Hutten: „Ich bete christlich, daß es Friede sei und mich ergötzen Krieg und Kriegsgeschrei“ — die ist auch in der protestantischen und in der modernen Christenheit nicht erstorben, sondern immer akuter geworden.

Vom großen Reformator Martin Luther ist bekannt, wie er mit aller Deutlichkeit und Ehrlichkeit, allerdings auch Skrupellosigkeit, erklärt hat, als Christ habe der Christ sich selbstverständlich nicht zu wehren, sondern: „Leiden, leiden, leiden, das ist Christenberuf“, aber als Untertan seiner Obrigkeit, da dürfe, ja da müsse er stechen und würgen und solle er denken: „Meine Faust ist Gottes Faust, mein Spieß Gottes Spieß.“ Auch Zwingli hatte ursprünglich z. B. in der göttlichen Vermahnung an die Eidgenossen zu Schwyz vom Jahre 1522 erklärt: „so wir aber christlich von der sachen — gemeint ist das Söldnerhandwerk — solltend reden, ziemt uns kriegen keineswegs“, und ein Jahr darauf, 1523, in „der Uslegg oder Gründ“ schrieb er: „Christus raubt nit, kriegt nit, schlägt nit zu tot, sondern er leidet eher alle Ding als er davon eins an die Hand nähm — drum hör, o Papst, christum: Steck ein! und nimm kein ander Schwert in die Hand als das Schwert des Geistes.“

Wir wissen aber, daß selbst Zwingli dann doch einige Jahre darauf gegen die alten Orte, wie gegen die Täufer nicht bloß mit dem Schwert des Geistes hat vorgehen wollen und vorgegangen ist, trotz der Mahnung des Berner Niklaus Manuel: Man kann den Glauben nimmermehr mit Spießen und Hellebarden pflanzen.

Diese unterchristliche Einstellung der Reformatoren zum Gewalt- und Kriegsproblem hat dann zur Folge gehabt, daß auf die Reformationszeit zwei Jahrhunderte traurigster Glaubenskriege gefolgt sind, während welcher in beiden Kirchen, der protestantischen ebenso wie in der katholischen, die evangelische Einstellung ganz verloren gegangen ist. Man denke nur z. B. an die sogenannte „Soldatenbibel“, die Cromwells Soldaten in ihren Brusttaschen bei sich trugen, in der die von den Israeliten an den Kanaanitern verübten Kriegsgreuel als vorbildliche Helden- und Gottestaten gefeiert wurden.

Freilich auch in diesen Zeiten der Glaubenskriege hat es nicht an einzelnen jesusgefintten Männern, Frauen und Gemeinschaften gefehlt, die wie die Täufer in der Schweiz, die Mennoniten in Holland, die Quäker in England lieber in die Gefängnisse und in die Verbannung wanderten und ihre Vermögen konfiszieren ließen, als dem Geiste der Bergpredigt untreu zu werden. So verbot z. B. im Anfang des 17. Jahrhunderts die Mennonitengemeinde zu Amsterdam ihren Mitgliedern, ihre Handelschiffe mit Kanonen auszurüsten, und schloß

diejenigen, die es doch taten, vom Abendmahl aus. In Harlingen in Holland wurde jeder „entbrüderet“, also aus der Bruderschaft ausgeschlossen, der überhaupt an irgend einem Kriege teilnahm, ein Lotse schon nur darum, weil er ein Kriegsschiff in den Hafen gelotst hatte.

Georg Fox, der erste Quäker, zog es vor, im Gefängnis zu bleiben, statt sich zum Aushebungskommissär ernennen zu lassen und sich damit die Freiheit zu erkaufen, und William Penn, sein geistiger Nachfolger, Sohn eines englischen Admirals, ging, ohne eine Waffe bei sich zu tragen, zu den Indianern Nordamerikas, und sieben Jahrzehnte lang lebten seine Gefährten — Quäker und Indianer — im besten Einvernehmen miteinander.

Auch im Zeitalter der sogenannten Aufklärung und Humanität wurde der Widerspruch zwischen Evangelium und Krieg von der Allgemeinheit nicht empfunden. Wohl schrieb Kant 1795 seinen Entwurf zum Ewigen Frieden und hatte der Engländer David Hume seinen bekannten Ausspruch getan: „Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei betrunkene Kerle sähe, die sich in einem Porzellanladen herum prügeln. Nicht genug, daß sie an den Beulen lange zu heilen haben, müssen sie hintenher noch den Schaden bezahlen.“

Aber statt des ewigen Friedens brach das 19. Jahrhundert an, das erst eigentliche Volks- und Massenheere schuf, die Wehrpflicht in allen europäischen Staaten außer England obligatorisch machte und einen Nationalismus und Imperialismus, ein Kolonisations- und Rüstungsfieber, einen Wettkampf um die Rohstoffe der Erde entzündete, wie dies in diesem Ausmaß früheren Jahrhunderten ganz unbekannt gewesen war.

In allen Staaten werden Waffenplätze und Kasernen erstellt, Massenrekrutierungen eingeführt, die Dienstzeit wird erhöht, hinter den Regierungen stehen die Handelsleute, die Industrien, die Banken, die von diesen Rüstungen und Rekrutierungen profitieren, die die militärische Macht als Drohung und Rückendeckung brauchen. Während man früher das Militär mehr als ein notwendiges Uebel betrachtete, das Waffenhandwerk ein Beruf war wie ein anderer, nur wer Lust dazu hatte, die Leichtblütigen, die Mutwilligen, die Rauflustigen in den Krieg zogen, man auf 1000 Einwohner 4 bis 8 Soldaten zählte und zum Weine sang: Soldatenleben und das heißt lustig sein!, wird nun die Armee immer mehr zum wichtigsten Instrument des Staates, zu seiner Grundlage „le seul lien“, „sein einziges Band“, wie Herr de Reynold triumphierend schreibt. Man ist stolz auf die Armee, auf die Flotte; die Uniform wird zum Ehrenkleid, alles, was mit der Vorbereitung zum Kriege und diesem selber zusammenhängt, wird mit einem Glorienschein vergoldet, wird staatlich sanktioniert. „Vor einem halben Jahrhundert“, schreibt Romain

Rolland, „da unterdrückte noch die Gewalt das Recht. Heute ist die Gewalt das Recht.“

So ist in rasendem Tempo das Militär, die Armee, der Krieg nach Latzkos Ausdruck zu einer Krüppel- und Leichenfabrik mit Maschinenbetrieb geworden. Was alles in diesem Maschinenbetrieb in den Jahren 1914—1918 an materiellen, seelischen, sittlichen Werten verwüstet und zerstört worden ist, das unterlassen Sie mir Ihnen zu schildern — eine Vermilitarisierung nicht nur der Leiber, sondern der Geister und Gewissen, wie sie in der Menschheitsgeschichte noch nicht vorgekommen ist. Unmenschlichkeiten, die man vor dem Weltkrieg, ja noch beim Beginn desselben, selbst in militärischen und diplomatischen Kreisen für unmöglich gehalten hätte, sind zu Selbstverständlichkeiten, zu Ruhmestaten geworden. Lazaretttschiffe wurden torpediert, fälschlich weiße Fahnen gehißt, offene Städte bombardiert, ganze Länder ausgehungert, Frauen und Kinder zu hunderttausenden zum Granatendrehen verwandt. Die Wissenschaft, bisher bestrebt, Bazillen zu bekämpfen, züchtete sie und sandte sie ins Feindesland, die Gase, ursprünglich nur zur Betäubung berechnet, wurden zum beliebtesten Kampf- und Mordmittel, Verträge zu Papierfetzen, und während Millionen blühender Jünglinge und ergaunter Familienväter für ihre vermeintliche nationale Ehre im Trommelfeuer, im Granatenhagel, in den Giftgaschwaden verendeten, machte die goldene Internationale ihre Milliarden Gewinne, wurden englische Soldaten vor den Dardanellen mit Kanonen englischer Firmen beschossen und blieben deutsche Krieger in Frankreich in Drahtverhauen hängen, die in deutschen Draht- und Kabelwerken gefertigt worden waren.

Und was der Menschheit in einem neuen Weltkrieg bevorsteht, das weiß heute jedes Kind. Der nächste Krieg wird nach dem Ausspruch des sicher nicht sentimentalen ehemaligen Kriegssekretärs Lord Churchill ein gegenseitiger Selbstmord sein, ein chemisch-bakteriologisch-elektrotechnisches Massenmorden. Er wird in die Städte, in die Fabriken, in die Wohnungen, bis hinunter in die Keller der Zivilbevölkerung hineingetragen werden und einen Umsturz aller bisherigen Methoden bringen wie seinerzeit die Einführung der Feuerwaffen. Er wird, wie der englische General Morgan schreibt, so technisch, so mechanisch werden, daß jede Fabrik, die Druckzylinder oder Propeller macht, jederzeit fähig ist, Granatpatronen herzustellen. Im Handumdrehen wird süßer Zucker zu Giftgas, wird Kunstseide zu Sprengstoffen umgewandelt sein. Schon heute werden wöchentlich nur in Europa 240 Millionen Franken für Rüstungszwecke ausgegeben, seit 1914 hat sich die Wirkung der Flugzeuge und ihrer Mordmittel schon um das 200fache gesteigert. Der französische Oberst Mayer spricht schon von der „Nutzlosigkeit der Heere“, und Oberstdivisionär Gertsch schreibt im Hinblick auf unsere schweizerische Armee und

die ihr in einem nächsten Kriege von Tanks- und Fluggeschwadern drohende Gefahr wörtlich: „So können in wenigen Stunden 100 000 junge Männer, die beste Kraft eines kleinen Volkes, völlig nutzlos hingeopfert sein, ohne das sie zur Rettung ihres Vaterlandes, wozu sie ausgezogen sind, einen Schuß anbringen, einen Streich tun konnten.“

II.

Werte Versammlung! Vor welche Tatsache stellt uns dieser Blick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer Christenheit? Vor die Tatsache, daß das Christentum zwar auf vielen individuellen und kulturellen Gebieten im Laufe der Jahrhunderte, wie z. B. auf demjenigen der Erziehung und Bildung, der Kunst und Wissenschaft, der Armen- und Krankenpflege, der demokratischen Rechtsbildung, der Toleranz in Glaubensmeinungen sich zunehmend verbreitet und verfeinert, aber gegenüber dem Kriegsproblem immer mehr verfaßt hat. Mit dem Erstarken des Nationalismus hat sich auch die Christenheit nationalisiert und militarisiert und zwar so stark, daß ihr Beides, der Staat und das Militär, über den Kopf gewachsen sind, und sie ihre ursprüngliche, ureigene, übernationale und antimilitärische Orientierung völlig verloren hat. Unter allen sogenannten christlichen Völkern ist der Staat und seine militärische Sicherung an erste Stelle getreten und der alle Völker verbindende und verpflichtende Vaterschafts- und Bruderschaftsgedanke des Evangeliums fast bis zur Unkenntlichkeit erblaßt. Zuerst kommt der Staat und seine militärische Sicherung und dann, wenn dafür noch Raum ist, die christliche Idee von der Vaterschaft Gottes und der Bruderschaft aller Menschen. „Trachtet am ersten nach dem Staat und nach seiner militärischen Sicherung“, alles Andere kommt erst in zweiter oder letzter Linie. So ist durch das Schweigen und Nachgeben, durch das sich Einschüchtern und Verblenden lassen der vielen Millionen, die ihrem Bekenntnis nach Christen heißen und es auch, mehr oder weniger ernst, zu sein wünschen, ein von Gott loser Nationalismus und Militarismus groß geworden.

Kein Geringerer als Professor Max Huber in Zürich, der ehemalige Präsident des Haager Schiedsgerichtshofes, schreibt in seiner sehr lesenswerten Broschüre: Staatenpolitik und Evangelium: „In den Regierungen, in den Parlamenten und in der Presse scheint die christliche Stimme fast völlig verstummt zu sein.“ Und schon vor 30 Jahren schrieb Ernest Lavisse in seiner *Vue générale de l'histoire politique*: „L'esprit chrétien jadis a essayé de discipliner les hommes par les sentiments de la fraternité en Dieu. De l'esprit chrétien, la politique d'aujourd'hui ne sent plus le moindre souffle.“ Und von Osten her tönt es ganz ähnlich aus dem Buche des Russen Mereschkowski: „Gott ist zu einer Privatsache des Einzelnen geworden und die gemeinfame Sache der ganzen Menschheit liegt in den Händen

des Teufels. Früher gingen die Menschen gemeinsam zu Gott. Heute geht der Mensch zu Gott nur noch, wenn er allein ist. Wenn aber mehrere Menschen zusammengehen, so gehen sie, wohin man nur will, nur nicht zu Gott. Gott hat sich ins Innere des Menschen zurückgezogen. Zwischen den Menschen gibt es Ihn nicht mehr.“

Ja die moderne Staats- und Militärvergötzung ist so ins Absolute gewachsen und hat die Anbetung des lebendigen Gottes, des Vaters Jesu Christi, so in den Hintergrund, ins Nichts gedrängt, daß das Militär, der Krieg — wie schon Bertha von Suttner es einmal ausgedrückt hat —, sich für viele heutigen Menschen in eine Kult-handlung, in eine religiöse Verzückung und Begeisterung, einen religiösen Raufch verwandeln kann. Schon der Theologe Schleiermacher hatte von der Religion gesagt, daß sie den Krieg wie eine heilige Musik begleiten möge und im letzten Weltkrieg hat ein so nüchterner Wissenschaftler wie Prof. Sombart schreiben können: „Darum ist uns der Krieg ein Heiliges, ja das Heiligste auf Erden.“ Gustav Frenssen redete vom Krieg als vom „Atem Gottes“ und Johannes Müller schrieb: „Wir bekennen uns zu diesem Krieg mit rückhaltloser Freudigkeit und wir verdammen doch den Krieg aus tiefster Seele.“

Die Vermilitarisierung griff im Weltkrieg so um sich, daß selbst England, das sonst unter den Nationen als ein besonders freiheitliches Volk gilt und bis zum Weltkrieg von obligatorischer Wehrpflicht nichts wußte, edelste Dienstverweigerer während einigen Wochen täglich zwei Stunden an eine Lafette gefesselt und in dieser Lage der Sonne, dem Schnee und den Infektenstichen ausgesetzt hat. Als einmal einige derart angebundene Dienstverweigerer nebeneinander ausgestreckt lagen, kam eine zutrauliche Katze und rieb sich das Fell an den Beinen dieser Geächteten. Da flüsterte einer von ihnen ihr zu: „Miez, du bist die einzige Christin in dieser Hölle!“

Ja selbst der auf so einsamer Höhe wandelnde und in so reiner Luft atmende Indier Gandhi — diese leibhaftige Verkörperung der Seligpreisung von den Friedfertigen — hat sich im Weltkrieg verpflichtet gefühlt, an der Kriegskonferenz im April 1918 zu Delhi wörtlich zu erklären: „Ich anerkenne, daß wir in dieser kritischen Lage verpflichtet sind, dem britischen Reiche alle unsere kriegsfähigen Söhne zur Verfügung zu stellen und sie das Waffenhandwerk erlernen zu lassen, damit sie geschickt werden, sich selber zu verteidigen.“ Gandhi hat dann auch im Distrikt von Kaira bei der Truppenaushebung mitgeholfen und ist, wie schon 1914, auch 1918 von der englischen Regierung mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet worden.

Wozu führen wir das Alles an? Um uns allen eindrucklich zu machen, was für eine ungeheure, unheimliche, dämonische Macht allem Kriegen innewohnt und wie leicht sich der Krieg gerade dem religiösen Menschen in ein göttliches Aufgebot, eine göttliche Notwendigkeit, eine gottwohlgefällige Handlung verkehren kann.

Schon der Militärdienst im Frieden bedeutet für den gewöhnlichen Bürger ein ungewöhnliches Erlebnis. Wie nun erst, wenn es zum ersten Mal an die Grenze, in den wirklichen Krieg geht, wenn der Bauernsohn, der Bureaulist, der Fabrikarbeiter, der Lehrer, der Geschäftsmann aus seiner Alltäglichkeit heraus in ein großes, gemeinfames, gefährvolles, ungewisses Geschehen hineingerissen wird, Hof und Heim, Fabrik und Bureau, Weib und Kind, Vater und Mutter dahinten lassen, seine persönlichen Wünsche und Gelüste preisgeben, sein Leben wagen und in die Schanze schlagen, sich selbst und die Seinen über dem gemeinfamen Ganzen vergessen und, wie man es ihm sagt und er es tief und ehrlich glaubt, für seine Heimat, sein Volk und Land, für Recht und Gerechtigkeit entsagen, leiden und wenn es sein muß, sterben soll?

Kein Wunder, daß es da dem, der nicht fest und tief in dem über- und internationalen Vaterchafts- und Bruderschaftsgedanken des Evangeliums verwurzelt ist, so vorkommen mag, als ob aus diesem ungeheuren, übermächtigen Schicksalsgeschehen Gott selber zu ihm rede, der Herr der Heerscharen mit ihm und seinem Regimente ziehe, sein Feind auch Gottes Feind, und seine Todesbereitschaft derjenigen des Gekreuzigten ähnlich sei. Just weil wir heutige sogenannte Christen so gar nicht mehr gewohnt sind, um unseres evangelischen Glaubens willen etwas Großes, Uebermenschliches zu glauben, zu wagen, zu erwarten, stehen wir um so leichter in Gefahr, weil wir im Kriege etwas so Ungewöhnliches, Mitreißendes, Zwingendes erleben, dieses nur allzu Menschliche, Untermenschliche mit dem Uebermenschlichen, Göttlichen zu verwechseln und, indem wir Gott zu ehren und dem Meister zu folgen meinen, Gott in Wirklichkeit verunehren und unsern Meister verleugnen.

III.

Werte Versammlung, was rettet, was erlöst uns aus dieser Hölle, an deren Rande wir uns tatsächlich befinden und der wir uns mit jedem Tage nähern?

Der Völkerbund? Ja, er kann einmal eine Rettung werden, wenn er das wird und ist, was er sein sollte. Aber jetzt ist er es sicher noch nicht und wird es nicht werden, so lange er, wie er das jetzt noch tut, den Krieg gleichzeitig abschaffen und beibehalten will, ihn ächtet und ihn sanktioniert. Seine Abrüstungskonferenzen sind nur Rüstungsbefchränkungskonferenzen, bei der Militärpersonen den Ausschlag geben, die im Ernste gar nicht daran denken, die Armeen und die Kriegsmittel tatsächlich abzuschaffen.

Es geht dabei ähnlich wie es mit dem Kampf gegen die Prostitution jahrzehntelang gegangen ist, die man reglementieren, reduzieren, kontrollieren, limitieren wollte, aber damit niemals aus der Welt schafft. Das heißt einen neuen Lappen auf ein altes Kleid

flicken, neuen Most in alte Schläuche schütten, den Teufel durch Belzebub austreiben. So lange der Völkerbund den Verteidigungskrieg sanktioniert, den Kolonialkrieg duldet, den Exekutivkrieg gegen renitente Staaten vorsieht, bleibt das Wort des ehemaligen Dekans der juristischen Fakultät von Paris, Monsieur Larnaude, in Kraft: „On peut dire que le pacte de la société des nations, destiné à prévenir la guerre, consacre cependant expressément le droit à la guerre“ oder, wie Lloyd George es einmal in einer ehrlichen Anwendung ausgesprochen hat: „Ein von großen Rüstungen begleiteter Friede ist ein Schwindel und wird bald in einer Explosion enden.“

Was uns in der Kriegsfrage retten kann, das ist nur die grundsätzliche totale Abfage an dieses ganze fluchwürdige System, Völker- und Wirtschaftskonflikte mit blutiger, tödlicher Gewalt lösen zu wollen, das ist nur die völlige Abrüstung, das Verbot oder die Boykottierung jeder Herstellung und Anwendung derartiger Mittel und Methoden, die Aechtung des Krieges und jeder Vorbereitung auf einen solchen, aber wohl verstanden nicht auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit, nicht als schöne diplomatische Geste, sondern als ernste, gläubige Tat.

Dieses ganze moderne System der Kriegsrüstung, der gewalttätigen Bedrohung, Befehdung und Verteidigung ist für jeden am Evangelium sich ernsthaft orientierenden Menschen endgültig gerichtet, denn

Erstens: Dieses System unterhält das Mißtrauen zwischen Volk und Volk, Staat und Staat und erzieht die Menschen von Jugend auf dazu, in jedem andern Volk und Staat nur den Rivalen und Gewalttäter zu sehen, dem kein Mittel zu schlecht ist und dem gegenüber es darum beständig auf der Lauer zu stehen gilt.

Zweitens: Dieses System ist nie und nimmer ein untrügliches Mittel, das Recht an den Tag und die Gerechtigkeit zum Siege zu bringen.

Drittens: Durch dieses System werden Konflikte nicht nur nicht gelöst, sondern im Gegenteil verschärft und verewigt.

Viertens: Dieses System schändet auf eine scheußliche Weise die gottgeschaffenen Menschen- und Tierleiber, verwüstet die Natur und die Wirtschaft auf frevelhafte Weise und verbraucht ungeheure Kräfte und Mittel zu ganz unproduktivem Zweck.

Fünftens: Dieses System erzeugt und fördert eine sittliche Verwüstung, macht List, Lüge, Falschheit, Grausamkeit zur Pflicht, pflanzt Haß und Rache, Gewinnucht und Genußucht.

Mit einem Wort: korrumpiert und desorganisiert die nach Gottes Schöpfungswillen für- und aufeinander hingeschaffene Menschheit.

Der Krieg ist tatsächlich — wie das der damalige Kronprinz Friedrich III. 1870 vor Paris geschrieben hat: eine Ironie auf das Neue Testament — und die englische Heeresleitung fühlte instink-

tiv richtig, als sie im Weltkrieg die Verteilung von Bergpredigt-exemplaren an ihre Soldaten verbot.

Auch in Bezug auf das Kriegrüsten und Kriegführen gilt das Wort Jesu: „Mit welchem Maß ihr messet, werdet ihr gemessen und mit welchem Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden.“ Ein Volk, das an das Schwert, an Geschütze, Bomben und Giftgase appelliert, wird auch von ihnen gerichtet werden. „Wer das Schwert zieht, wird durchs Schwert umkommen.“

Gewiß, der Staat braucht Macht, aber Macht ist nicht gleich blutiger, tödlicher Gewalt. Und wenn die Staaten einst glaubten, des Schwertes nicht entraten zu können, heute sollen sie es können, müssen sie es lernen, ihr Schwert einstecken, ja mehr, es zerbrechen, sonst zerbricht es sie.

Man pflegt von gegnerischer Seite diesen Gedankengang damit ad absurdum führen zu wollen, daß man erklärt: Gut, dann müßt ihr aber auch jede Polizei aufheben, die Gefängnistore öffnen, dürft keinen Verbrecher mehr von Staatswegen mit Gewalt festnehmen und festhalten.

Dieser Einwurf ist ganz unberechtigt. Wenn der Staat eine Polizei unterhält, so tut er dies, um Ordnung und Recht aufrecht zu halten und tatsächlich erreicht er in den meisten Fällen diesen Zweck. Durch den Krieg dagegen wird nachgewiesenermaßen der Unordnung und dem Unrecht Tür und Tor geöffnet. Denn im Krieg, in dieser massenhaften, auf Vernichtung zielenden Gewaltanwendung, sind weder die Führenden noch die Geführten ihrer selbst mehr mächtig. „Sie sagen, sie führten Krieg, aber der Krieg führt sie.“ (Binding.) Von einer ruhigen Selbstbesinnung, einer unparteiischen Rechtsprechung kann keine Rede mehr sein.

Zudem macht es sich der heutige Rechtsstaat immer mehr zur Pflicht, den Rechtsbrecher menschlich zu verstehen und menschlich zu behandeln, die moderne Kriegsrüstung und Kriegsführung wird dagegen immer unmenchlicher. Während die Methoden moderner Rechtsprechung und Bestrafung auf die Besserung, wenn möglich Rettung des Sträflings zielen, zielt dagegen die moderne Rüstungs- und Kriegsmethode auf möglichst grauenhafte und massenhafte Vernichtung.

Aufhebung der blutigen, tödlichen, kriegerischen Gewalt bedingt darum niemals Aufhebung der polizeilichen, richterlichen, erzieherischen Strafgewalt. So wenig wir auf einen Ersatz des obligatorischen Militärdienstes durch einen obligatorischen Zivildienst verzichten wollten, ebensowenig auf einen Ersatz der Armee durch eine Bundespolizei.

Aber wenn dieser weltgeschichtliche Bruch mit einem vieltausendjährigen, staatlich sanktionierten System nicht bloß Ideal und Postulat bleiben soll, dann ist es damit nicht getan, daß wir diesen

Bruch formulieren und postulieren, sondern daß wir ihn realisieren. Dazu aber — das sagt sich jeder geschichtlich und gründlich denkende Mensch — braucht es eine ungeheure, sagen wirs ganz offen, eine übermenschliche Kraft. Denn hinter diesem Militär- und Rüstungssystem steht nicht nur die Macht der Tradition, nicht nur die dämonische Leidenschaftlichkeit, die nationale Begeisterungsfähigkeit, die Einzelne wie ganze Völker entflammt und mit sich fortreißt, dahinter steht die Riesenmacht des heutigen privatkapitalistischen Wirtschaftssystems, steht die Hochfinanz und das Großkapital, die ganze heutige nur aufs finanzielle Interesse eingestellte Denk- und Wirtschaftsweise. Dieses Großkapital hat die Presse, die Regierungen, die Völker in seiner Macht. Es fabriziert, wie General Schönaich sagt, die öffentliche Meinung so wie man Schmierseife oder Stabeisen fabriziert und fälscht den Eroberungskrieg in einen vaterländischen Verteidigungskrieg um. Mars und Mammon gehen immer Hand in Hand und darum muß der Kampf gegen das Kriegssystem Hand in Hand gehen mit dem Kampf für eine gerechtere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Oder tiefer ausgedrückt: Es muß ein Wille zur Gemeinschaft, zur Gottesherrschaft, zur Bruderschaft, ein neues Denken und Fühlen und Wollen, ein neuer Geist und Glaube lebendig werden, sonst bleibt alles bei schönen Worten, bei bloßen Protesten, Programmen, Resolutionen, Konferenzen. Sonst geht es, wie es in der französischen Revolution gegangen ist, wo am 14. Mai 1790 die Nationalversammlung feierlich die Abschaffung des Krieges proklamiert hat und ein Jahr darauf aus dem Schoß eben dieses Frankreichs der Welt- und Kriegsimperator Napoleon Bonaparte emporgestiegen ist, „dieser Weltgeist zu Pferd“, wie ihn einer genannt hat.

Es müssen Männer, Frauen, Jünglinge und Töchter erstehen, die wieder einen Glauben haben, aber nicht einen Glauben, der nur über die arge, gottlose Welt richtet und jammert, die Hände zusammenträgt und in den Schoß legt, der nur sich in den Himmel wünscht und die übrige Welt in die Hölle fahren läßt, der das Gegenteil von wirklichem, evangelischem Glauben ist, der in Wirklichkeit ganz glaubensleer und glaubenslos ist. Nein, sondern Menschen, die im Innersten durchdrungen sind von der göttlichen Bestimmung und Zusammengehörigkeit aller Menschen und Völker, und die trotz aller Ohnmacht ihrer eigenen Person und Kraft Ernst machen mit diesem Glauben und diesen Glauben hineinragen, hineinschaffen ins häusliche, öffentliche, politische, wirtschaftliche, nationale und internationale Leben, „einem Weibe gleich, das Sauerteig nahm und mengte ihn in drei Scheffel Mehl, bis daß es ganz durchfäuert war,“ Menschen, die aus einem kindlich-kühnen Glauben heraus zu diesen Bergen des Militarismus und Kapitalismus, die die Menschheit bedrücken und schier erdrücken, ein glaubensfestes: Hebe dich weg von hier,

sprechen, Männer und Frauen, die aus diesem Glauben heraus leben und handeln, Männer, die wie Professor Soddy, einer der bedeutendsten Chemiker Englands, 1925 von der Heeresleitung aufgefordert, Giftgasforschungen für sie vorzunehmen, öffentlich erklärte: „Ich lehne es ab, die Wissenschaft zur Dirne der Heeresleitung zu machen.“ — Oder wie jener amerikanische Hauptaktionär eines großen Eisenwerkes, dem die amerikanische Regierung Aufträge für mehr als 20 Millionen Dollar anbot, der sie aber ausschlug mit den Worten: „Maschinen, die dem Kriege dienen, werden bei mir nicht gemacht. Mit Blutgeld sollen meine Hände nicht befleckt werden, und wenn mein ganzes Werk darüber zu Grunde geht.“ Oder wie jene holländische Mutter eines Dienstverweigerers, die an dessen Richter schrieb: „Wenn Sie strafen wollen, so strafen Sie nicht meinen Sohn, sondern mich, denn ich habe in ihm die Liebe zur Freiheit geweckt.“ Oder wie jener junge Engländer, auch Dienstverweigerer, der seinem Offizier auf dessen Drohung, beim Militär könnten sie Löwen zähmen, zur Antwort gab: „Ja, vielleicht können sie Löwen zähmen, aber nicht Lämmer wild machen.“ Oder wie jener schweizerische Dienstverweigerer, der an Weihnachten aus dem Gefängnis schrieb: „Wenn einem Weihnachten nicht nur ein äußerliches, sondern ein innerliches großes Ereignis ist, ist es dann nicht gleichgültig, ob man „draußen“ oder „drinnen“ sei? Bedeutet dieses Drinnen sein nicht den höchsten Lebensinhalt? Wer mich liebt, der hält meine Gebote.“

Sie antworten mir vielleicht: Aber solchen Wagemut, solchen Glauben haben wir nicht. Darauf antworten wir: Ja gewiß, den bringt kein Mensch mit auf die Welt. Den können wir uns auch nicht selber geben. Aber eben dazu hat uns der Schöpfer in eine Gemeinschaft hineingestellt, damit wir uns in ihr von größeren, stärkeren, reineren Geistern als wir es sind, stärken und reinigen und aufrichten lassen, hat er der Menschheit Einen geschenkt, der auch in dieser Sache ihr Führer und Erlöser ist und sein will. Er ist es, der zu uns spricht: Folget mir.

Es ist recht, wenn wir von unserer Kraft klein denken, wenig halten, aber es ist nicht recht, wenn wir von dem großen Willen, durch den und zu dem wir alle sind, klein denken, wenig halten, von Gott nichts Großes erwarten, ihm nichts Großes, Neues, Schöpferisches, Erlöfendes zutrauen.

Wir alle sind heute vor ein großes Entweder-Oder gestellt. Entweder wir glauben, daß der Krieg auch unter Menschen, sogenannten Christen, ein Naturgesetz, eine unabänderliche, unabwendbare Naturerscheinung ist, der wir machtlos preisgegeben sind, daß infolgedessen nicht nur das Abendland, sondern die ganze Menschheit durch ein blindes Fatum ihrem Untergange zutreibt und auf einem Trümmer- und Leichenfeld ihren graufigen Abschluß findet. Dann ist es

unfre Pflicht, die frohe Botschaft von der Vaterchaft Gottes, der Gotteskindchaft und Bruderschaft aller Menschen als einen Irrtum, einen Wahn, eine Lüge zu entlarven, dem Gekreuzigten als einem Schwärmer, einem Verblendeten, einem Verführer den Abschied zu geben und den heranwachsenden künftigen Geschlechtern von klein auf die Parole: Auge um Auge, Zahn um Zahn, als die Quintessenz aller Moral und Politik einzuprägen und sie in alle Künste und Kniffe des Ueberlistens und Vernichtens einzuweihen und einzuüben.

Oder wir glauben auf Grund des Evangeliums an einen heiligen Sinn und an ein heiliges Ziel unserer Menschheitsgeschichte, an einen heiligen Gotteswillen, der sein Menschengeschlecht nicht in einem Massengrab, in Giftwolken und Blutlachen verenden lassen will, sondern uns für einander erschaffen hat, daß wir unserer Zusammengehörigkeit, unseres gemeinsamen göttlichen Ursprunges und Zieles uns bewußt und froh werden und zu einer Gottesfamilie, zu einer Bruderschaft zusammenwachsen, die in dem für alle Welt Gekreuzigten ihren Retter und Erlöser preist. Dann müssen wir, wenn dieser Glaube nicht ein leeres Geschwätz sein soll, mit diesem Zusammengehörigkeitsglauben ernst machen, uns zu diesem Glauben bekennen, diesen Glauben in die Tat umsetzen. Das bedeutet in Beziehung auf das Kriegsproblem: für radikale und totale Abrüstung eintreten und zusammenstehen.

Gewiß, die Abrüstung ist ein Wagnis wie alles Große, wie alles, was nicht wir Menschen allein machen können, und es ist selbstverständlich, daß dieses Wagnis nicht von einer Stunde zur andern verwirklicht werden kann, sondern seine Zeit und seine Stunde braucht und nur dann gewagt werden darf, wenn es ohne alle Gewaltanwendung erreicht und vollzogen wird. Für uns Schweizer ist der verfassungsmäßige Weg der Initiative die gegebene Form, in der eine Abrüstung eingeleitet werden kann, ohne jeglichen Schwertstreich und Blutstropfen.

Gewiß, ein Wagnis, das vielen heutigen ängstlichen Gemütern allzugewagt erscheint. Ist die Schweiz nicht zu klein und zu schwach dazu? Soll sie nicht warten, bis die Großen den Schritt getan haben und ihn erst dann tun?

Ja, das ist heutige Schweizerart, zu denken und zu handeln. Einst dachte und handelte man anders, frug man nicht die Großen, was man denken und tun dürfe, sondern dachte und handelte nach eigenem Ermessen, aus eigener Vollmacht, aus wirklichem Gottvertrauen.

So hat z. B. der Stand Zürich nach Marignano unter Zwinglis Einfluß ganz allein von sich aus der damaligen eidgenössischen Großmachtspolitik endgültig den Abschied gegeben. Zürich stand damals ganz allein in der Eidgenossenschaft. Aber es wagte diesen kühnen Schritt und hat mit dieser Glaubens- und Gewissenstat sich und der ganzen damaligen Eidgenossenschaft die Selbständigkeit und Unab-

hängigkeit vom Ausland gerettet, während man Zwingli „dem Schmäher und Schänder der Eidgenossenschaft“ vorgeworfen hatte, daß er sie damit ruiniere.

In solchen großen Fragen entscheidet nicht die Einwohner- und Quadratmeterzahl, sondern die moralische Größe, der Geist und der Glaube, den ein Mensch, ein Volk hat, und wir meinen es stünde gerade der kleinen Schweiz, dem Sitz des Völkerbundes, ihr, die so gnädig vom Weltkrieg verschont geblieben ist, wohl an, daß sie, die einst im Militärwesen an der Spitze Europas marschiert ist, sich jetzt auch wieder an die Spitze und nicht an den Schwanz stellte, jetzt, wo es gilt, diesem ins Dämonisch-Satanische entarteten System den Todesstoß zu geben.

Wir wiederholen, es handelt sich heute nicht mehr bloß um die Frage, wie wir unser Schweizerland, unsere kleine teure Heimat, sondern wie wir die ganze Christenheit und Menschheit vor dem Untergang, dem Verrat und der Verzweiflung an ihren höchsten, heiligsten Gütern und Wahrheiten retten helfen. Es handelt sich um etwas, um dessen Lösung alle miteinander ringen und sich über alle Länder und Meere hinweg die Hände entgegenstrecken müssen.

Und ist dieses Wagnis, das die Abrüstung bedeutet, dieses Wagnis für den Frieden der Welt im Vergleich mit dem, was im Kriege alles gewagt und aufs Spiel gesetzt, zerstört und vernichtet wird, nicht ein edles, ein gottgewolltes Wagnis und darum ein Wagnis, das wir nicht nur wagen dürfen, sondern wagen sollen? Ich bekenne offen, wenn ich nicht an eine göttliche Lenkung und Bestimmung, an eine gottgeschaffene und gottgewollte Zusammengehörigkeit der Menschen und Völker glaubte, dann wagte ich dieses Wagnis nicht. Denn das Böse ist eine furchtbare Realität und hat eine dämonische Gewalt. Aber es hat uns Einer, der diese Realität und Dämonie noch ganz anders durchschaute als wir, trotzdem nicht an die Herrschaft und an den Sieg des Bösen, sondern an die Herrschaft und den Sieg Gottes glauben heißen. „Er aber sprach zu ihnen: Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen...“ Darum halte ich die radikale und totale Abrüstung nicht für eine Vermessenheit und Unverantwortlichkeit, oder wie ihre Gegner sagen für „eine Humanitätsduselei“, eine „hysterische Suttnererei“, einen „internationalen Luftschlösserbau“, sondern für den göttlichen Ruf, das göttliche Gebot der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Stunde und darum für jedes ernsten Menschen und erst recht jedes gläubigen Christen heilige Pflicht.

Es geht heute um's Ganze, um Sein oder Nichtsein einer christlichen Kultur und Gemeinschaft, um's Glauben oder Nichtglauben an das Evangelium, um's bloße Herr, Herr sagen oder um's Tun des göttlichen Willens, darum, ob wir in aller Realpolitik uns orientieren wollen an der höchsten Realität, an dem eindeutigen, unmißverständlichen Willen des die Menschheit zu seinem Schöpfungsziele len-

kenden, gütigen und heiligen Gottes. Es geht darum, ob das, worum die Christenheit seit neunzehn Jahrhunderten im Unser Vater täglich bittet, eine Utopie bleiben oder Wirklichkeit werden soll, um die uralte, für jede Zeit neue Botschaft: Das Himmelreich ist herangekommen, darum ändert euren Sinn und glaubet an das Evangelium.

K. v. Greyerz.

Wie ein Märchen, aber Wirklichkeit.

Unsere militaristischen Gegner pflegen uns zum Hohne entgegen zu halten, daß wir offenbar, wenn der Feind über die Grenze breche (jenseits der Grenze wohnt ja nach dem Phantasiebild dieser Menschen immer der „Feind“!), ihm statt unserer siegreichen Armee (die sich übrigens nach der Meinung der gleichen Gegner in den Alpen verstecken würde!) mit ihren Kanonen und Maschinengewehren weiß gekleidete Jungfrauen mit Blumen und Kränzen zur Begrüßung entgegen schicken würden. Selbstverständlich wissen wir, daß die Dinge sich ziemlich anders entwickeln würden: den Brisanzgranaten und Giftgasbomben, die zur Einleitung einer solchen „Begegnung“ auf Zürich, Basel, Olten und Bern fielen, könnten wir schon keine weiß gekleideten, Blumen und Kränze tragenden Jungfrauen entgegen schicken. Aber siehe da, was auch wir Antimilitaristen für ein Märlein hielten, ist einmal, einmal wenigstens, Wirklichkeit gewesen. Und wie hat sich diese Wirklichkeit dargestellt?

Als Alfred Page aus Neuseeland bei uns war,¹⁾ erzählte er uns Folgendes, und seine Persönlichkeit verbürgt uns die genaue Wahrheit seines Berichtes:

Die Engländer trafen, als sie Neuseeland besiedelten, das Land im Besitze eines Volkes, das noch ganz urtümlichen Charakter hatte. Es waren die Maori. Sie lebten noch in der Kultur der Steinzeit, kannten aber nicht einmal Pfeil und Bogen. Menschenfresserei war bei ihnen Sitte. Sie bekehrten sich dann zum Christentum. In kürzester Frist waren sie bei der Kultur der christlichen Engländer angelangt. In den Schulen sind die Kinder der Maori denen der Engländer an Geist und Begabung eher überlegen. Es besteht zwischen den beiden Rassen auch Connubium, d. h. sie verheiraten sich ohne Rückhalt miteinander, und die Mischlinge stehen auf einer besonders hohen Stufe. Die Maori genießen auch vollkommen die gleichen bürgerlichen Rechte wie die englischen Ansiedler. Alles Tatsachen von großer Bedeutsamkeit, wie jeder sofort erkennen wird. Doch wollen wir *dabei* nicht verweilen, sondern jene Geschichte wiedererzählen.

In den Anfängen der englischen Besiedelung gab es natürlich allerlei Konflikte zwischen den Eingeborenen und den Ankömm-

¹⁾ Vgl. Personalia.